



Keine falsche Furcht vor der Wucht des Originals: Der Cellist Nicolas Altstaedt auf der Probe in Lockenhaus.

Foto Festival

Diese Generation ist scharf auf neue Musik

Das ganze Dorf hilft mit: Unter der Leitung des Cellisten Nicolas Altstaedt lebt das Festival von Lockenhaus auf

LOCKENHAUS, im Juli Ohne den heiligen Sebastian wüsste heute niemand mehr, wie er aussah: der reiche, vielporträtierte Graf Franz Nádasdy. Ein frommer Mann, ein guter Herrscher, ein schlechter Politiker. Förderer der Künste, Erbauer von Schlössern und Burgen. Er wurde, nachdem er sich an einer Verschwörung gegen Kaiser Leopold I. beteiligt hatte, 1671 gefangen gesetzt und nach kurzem Prozess in Wien enthauptet. Alle Gemälde, auf denen Nádasdy zu sehen war, fielen damals archaischerweise der Vernichtung anheim. Bis auf dieses eine. Es hängt im Chor der Pfarrkirche Sankt Nikolaus im burgenländischen Tausendseelendorf Lockenhaus, in Österreich, und stellt den frisch von Pfeilen durchbohrten heiligen Sebastian dar.

Das ist ein hübscher, etwas kurz generener, gut durchtrainierter Kerl mit braunen Locken. Er blickt nicht, nach Märtyrerart, verklärt nach oben, vielmehr selbstbewusst dem Betrachter direkt ins Auge. So sah er also aus; das ist, nach dem Leben gemalt, das einzig noch existente Bild des Stifters dieser Kirche, des aufmüpfigen Grafen Franz. Schade um ihn!

Dass es 1671 nicht mit zerstört wurde, liegt wohl daran, dass Lockenhaus schon damals am Ende der Welt lag. Das ist heute noch so. Gut versteckt zwischen Hügel und Wald, im Schatten einer prächtigen Nádasdy-Burg, kurz vor der ungarischen Grenze, liegt das Dorf idyllisch, ist aber infrastrukturell schwer erreichbar. Wer nach Lockenhaus kommt, der muss einen wirklich guten Grund dafür haben – das ist das Problem, zugleich aber auch die Stärke des Musikfestivals, das hier alljährlich im Juli stattfindet.

Dreißig Jahre lang hieß dieser Grund Gidon Kremer. Der große Geigenvirtuose, Dissident aus Litauen, hatte 1981, auf Einladung und mit tatkräftiger Unterstützung des Gemeindepfarrers Josef Herowitsch, in Lockenhaus ein außergewöhnliches Kammermusikfestival ins Leben gerufen. Unabhängig vom kapitalistischen Musikmarkt,

frei von kommunistischer Zensur: Hier spielten Musiker für andere Musiker das, was sie schon immer am liebsten spielen wollten, gratis und spontan, richtig oder falsch. Große Kollegen kamen von weiter, um mitzutun. Eine Fangemeinde bildete sich aus. Hier wurden Werke von Sofia Gubaidulina und Alfred Schnittke vorgestellt, als noch niemand im Westen diese Komponisten kannte. Aber auch die Musik des von den Nationalsozialisten ermordeten Erwin Schulhoff wurde in Lockenhaus aus der Vergessenheit geholt, auch der kantige Charme der Kunst-Tangos Astor Piazzolas. Ein pluralistisches Konzept, bunte Programme, getragen von einer großen Portion Pfadfinderpathos. Das ganze Dorf half mit. Pfarrer Herowitsch erklärte: Musik kommt von Gott. Kremer sagte ungefähr dasselbe, nur anders: Suchen sei in der Musik immer weit wichtiger als Finden.

Kurzum: Dieses nichtkommerzielle, turbulente, erfinderische Lockenhaus-Festival hatte von Anfang an eine starke politische Seele. Bekam dann auch allerhand Ableger, ja, man darf sagen, es wurde zur Mutter des alternativen Künstlerfestivals schlechthin und zu einem vielbesungenen Mythos. Seit aber die Grenzen in Europa offen sind, seit der Musikmarkt sich internationalisierte und gigantisch dissoziierte – dergestalt, dass jeder heute online alles hören kann, was es je gab und gibt und eventuell eines Tages geben wird –, seither hat sich die Seele von Lockenhaus verflüchtigt, das Festival ging durch Krisen, kriegte graue Haare, zehrte von Erinnerungen. Und setzte Staub an.

Vor zwölf Monaten gab Kremer die künstlerische Leitung dann überraschend ab, an einen begabten, mit Nachwuchspreisen reich garnierten Cellisten, gebürtig aus Heidelberg. Er ist so jung, dass das Festival älter ist als er. Er heißt Nicolas Altstaedt, trägt braune Locken, ist ein hübscher Kerl und traut sich was. Wenn man mit ihm spricht, über Musik und über Musikpolitik, dann hat man den Eindruck, dass er circa alle dreißig Sekunden eine neue Idee ausprobiert.

Altstaedt kam 2005, mit 23 Jahren, zum ersten Mal nach Lockenhaus, um mitzuspielen – und danach, mit nur einer Unterbrechung, alle Jahre wieder. Wenn man das Glück hat, ihm beim Musizieren zuhören zu dürfen, dann merkt man allerdings sehr rasch (und zwar gleichgültig, ob er es was von Bach spielt, von Ligeti, Beethoven, Killmayer oder Haydn), dass dies einer der Vertreter jener jungen Generation von Musikern ist, die sich tief hineinknien in die Sache und mit allergrößter Ernsthaftigkeit um ein neues Espresso ringen.

Für Altstaedt besteht, wie übrigens auch für die Geigerin Carolin Widmann oder für die Pianisten Igor Levit und Alexander Lonquich und für eine ganze Phalanx junger Streichquartette, offenbar kein Widerspruch mehr zwischen penibler Disziplin und absoluter Spontanität. Diese Musiker haben die Lehren der historischen Aufführungspraxis inhiert, sie sind aber zugleich scharf auf neue Musik. Feurige Klangrede wissen sie mit struktureller Klarheit zu vereinen, ein großes fettes Vibrato neben den zartern gläsernen Klang zu stellen. Sie sind Solisten, aber zugleich in der Lage, anderen Solisten genau zuzuhören. In der Kammermusik, die ein Stiefkind der Konzertveranstalter ist, legt diese Musikergeneration zur Zeit so etwas wie einen kollektiven Neustart hin. Es ist, als würde ein alter Baum plötzlich austreiben und phantastisch grüne Zweige kriegen. Überall blühen staunenswerte Initiativen zu Konzertreihen auf. Carolin Widmann zum Beispiel gestaltet in wenigen Tagen zum ersten Mal das Festival in Hitzacker. Und Altstaedt hat jetzt, Anfang Juli 2012, das Lockenhaus-Festival praktisch aus dem Stand heraus neu erfunden.

Zur Eröffnung ließ er – da wird der heilige Sebastian nicht schlecht gestaunt haben – erst mal einen Wäscheständer im Altarraum der Kirche zu Lockenhaus aufstellen. Dazu einen halbgedeckten Frühstückstisch mit Blumengießkanne und vier Zeitungsstapeln. John Cages Musiktheater

„Living Room Music“ hat mit dem hehren Ideal von Kammermusik auf den ersten Blick gar nichts zu tun. Allerdings schrieb Cage seine freche Wohnzimmermusik 1940 ausdrücklich für ein Quartett von Dilettanten, die selbivert improvisieren sollten. Gertrude-Stein-Verse skandierend und auf allen möglichen hohl tönenden oder spitz scheppernden Alltagsgegenständen trommelnd. Ein Happening, das klar zurückweist auf die Wurzeln der Kammer- in der Hausmusik. Um nur ein lokales Beispiel zu nennen: Nicht mal fünfzig Kilometer weiter übte einst der aufgeklärte Musikdilettant Fürst Esterházy (direkt verwandt mit Nádasdy) die Baryton-Trios, die Josef Haydn für ihn komponiert hatte.

Die Pianistin Christina Barbuti, die Oboistin Violaine Dufes, der Schlagzeuger Johannes Fischer und der Hornist Jonas Rudner absolvierten das Cage-Theater mit Bravour. Ein erster Höhepunkt des Festivals war dann die traumweise Darbietung von Mozarts Es-Dur-Klavierkonzert KV 271: klein besetzt, filigran musiziert. Im rezitativen langsamen Satz wurde eine schier ins Sprachlose tendierende Intimität erzielt, woran der Solist Alexander Lonquich (der vom Flügel aus dirigierte) höchsten Anteil hatte. Ein weiterer Höhepunkt waren die improvisierten finnischen Volksliedduette, die der Kontrabassist Knut Erik Sundquist zusammen mit dem famosen finnischen Geiger Pekka Kuusisto als Pausenfüller spielte.

Kuusisto brillierte andertags mit seiner speziellen Virtuosen-Fassung von Bachs d-Moll-Partita BWV 1004, unterbrochen von Intermezzi auf einer Elektrogeige, die nach und nach sinnfälliger immer kürzer wurden, kapitulierend vor der stillen Wucht des Originals. Was sich am Abend dann auf der Ritterburg zutrug, als der begnadete Bandoneonspieler Per Arne Glorvigen in wilder Jagd die Mitspieler durch seine unspielbar schwierigen, funkelnden Piazzolla-Bearbeitungen jagte, das glaubt sowieso keiner, der nicht dabei gewesen ist. ELEONORE BÜNING

Deutsche privilegierte Vehemenz

Im Streit ums Urheberrecht wird die neue deutsche Arbeitsrealität nicht nur von Schriftstellern übersehen. Ein Einblick in die Praxis

Von Kathrin Schmidt

Die Debatte um Urheberrechte im Bereich der Literatur wird in Deutschland mit geradezu verbissener Vehemenz geführt. Anderswo ist das offenbar nicht so. In den Vereinigten Staaten zum Beispiel scheint die Film- und Fernsehbranche den Literaten den Proteststrang abzulaufen. Vieles ist gesagt worden, und manches, zum Beispiel in Thomas Hettches Beschwörung der Notwendigkeit des Buches (F.A.Z. vom 3. Juni), trifft sich durchaus mit meinen Auffassungen von dem, was ich tue und als meinen privilegierten Beruf ansehe.

Privilegiert? Ich denke schon. Als freiberufliche Schriftstellerin bin ich gezwungen, ein Geschäft zu führen. Wenn man es genau betrachtet, bin ich nicht nur die Seele meines Geschäftes, sondern ich habe sie auch, in der schönen Dialektik von Haben und Sein. Ich kann die Seele, die ich habe und bin, eigentlich nicht untersuchen, weil ich Angst habe, es könnte mit der Kreativität vorbei sein, wenn ich zu viel von ihr wüsste. Trotzdem arbeitet sich jedes Buch, das ich schreibe, am Leben und Erleben dieser Seele entlang, als gäbe es keinen anderen Weg. Es ist ein besonders privilegierter Fall des Zusammenfallens von Leib- und Seelen-Arbeit und Geldverdienens, der mit der Schriftstellerei, wie ich sie verstehe, einhergeht und am Ende eines langen Schreib- und Erkenntnisprozesses, den ich mir im obengenannten Sinne nicht etwa vornehme, zum Beispiel in einem Roman mündet.

Dabei reichte aber der Erlös des in Warenform gebrachten Buches nicht zum Leben! Es sind die verlagsseitigen Vorschusszahlungen, die vielfältige Förderlandschaft und die hierzulande glücklicherweise übliche Form der öffentlichen Lesungen, die ein Überleben ermöglichen und die buchhalterisch zu verwalten sind. Und buchhalterisch zu verwalten ist auch die in Deutschland über die Künstlersozialkasse den Bedingungen für abhängig Angestellte angepasste Kranken- und Rentenversicherung. Ich arbeite privilegiert, weil ich selbstbestimmt und frei meine Ideen verfolgen und (meist gerade so) davon leben kann.

Andererseits verfüge ich nicht über genügend Selbst- oder Sendungsbewusstsein, das sich mich nicht nach anderen Möglichkeiten des Erwerbs umsehen würde, ehe das nicht mehr. An den Anzeigen für eine Teilzeitbeschäftigung zum Niedriglohn in der Bäckerei etwa oder am Supermarkt und die Ecke gehe ich schon lange nicht mehr achtlos vorbei. In diesem Sinne bin ich Autistin im Hettcheschen Sinne: Mir fielen nicht ein, dagegen anzukämpfen. Wenn niemand mehr meine Bücher druckte oder mich zu Lesungen einlud, fände ich mich damit ab. Mir brähe kein Zucken aus dem Krönchen, zumal die (schmale) Rente nicht mehr unerreichbar fern scheint. Aber noch arbeite ich privilegiert.

In Fällen, in denen sich die Leib-Seele-Dualität nicht in solchem Maße einbringen kann in die Erwerbsarbeit, sieht das anders aus. Das heutige Arbeits- und Sozialrecht ist in seinen Grundzügen eine abschließende Leistung der deutschen Monarchie, sich selbst abzusichern, jedoch war das Versprechen der endzeitlichen Kaiserlichkeit auf ewige Arbeitssicherheit in Arbeitsfreude nicht zu halten. Der spätere hitleristische Arbeits- und Sozialansatz versagte in Krieg und Holocaust. Aber auch das demokratische Heilsversprechen mit Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit steckt im arbeitsweltlichen Dilemma. Freiheit und Gleichheit reiben

sich immer und überall als politische Ansprüche von Demokratie. Das Mehr des einen ist stets ein Weniger des anderen, und wer einen demokratischen Arbeitsalltag mit Freiheit und Gleichheit für sich selbst sucht, wird ihn inhaltlich und formal selten finden können.

Der mit der frühen Schulmilch eingesogene Anspruch einer freiheitlich-demokratischen Arbeit reibt sich in jedem Arbeitnehmer mit der Realität der Effizienzvernarrten neoliberalen Arbeitswelt. Das ist anders als vor mehr als hundert Jahren im Kaiserreich, als ein ausgemachtes Unten und Oben existierte, das die Richtung der Arbeitskämpfe vorgab. An der tatsächlichen Entwertung der überkommenen Frontenbildung ist andererseits so lange gearbeitet worden wie an der heutigen, postmodernen Art der Arbeit selbst.

Im Grunde sind klassische Arbeitnehmer, eben weil ein altes Arbeits- und Sozialrecht auf modernem Arbeitsalltag pappt, heute eher auf Besitzstandswahrung als denn auf Streik. Wenn ich kranken- und rentenversichert bin und mir Lohn- und Lohnnebenkosten jahrelang als Ursache allen Übels von der Arbeitgeberschaft vorgehalten werden, werde ich müde. Der arbeitende Mensch hat eine lange Agitation seines eigentlichen Unwertes zu ertragen, die schlecht zu dem passt, was er selbst unter modernen Verhältnissen von sich hält. Welche Seele hält das aus?

Wer sich heute als Schlosser in die Fänge einer Zeitarbeitsfirma begeben muss, gerät, was den Arbeitslohn betrifft, zumindest in die Nähe der Niedriglohnjobber. Wer sich als intellektueller der heutzutage üblichen Projektarbeit und -hängelei aussetzt, tut dies im Wissen, das in drei Jahren (im besten Fall) abermals tun zu müssen, womöglich ohne Beitrag des sogenannten Arbeitgebers zu einer Rundumabsicherung. Um Besitzstandswahrung kann es beiden kaum gehen. Wer aber auf Besitzstandswahrung nicht aus ist, dem wird auch ein Urheberrecht wenig bedeuten. Wer nichts zu verlieren hat, kann nur gewinnen. Die Kreuzhacke hängt nicht nur über der klugen Else, sondern zunehmend auch über den gut ausgebildeten Piraten-Frischwindlern.

Aus deren Parteiprogramm lese ich als eine zentrale Aufgabe heraus, Bildung und Kultur dürften nicht zur Ware verkommen. Findet das nicht geradezu eine Entsprechung im Beharren der Autoren auf dem Urheberrecht? Es geht Letzteren dabei ja gerade darum, das Buch (nicht das papierene, sondern das literarische Werk) aus dem Warenkreislauf herauszuhalten und ihm eine Sonderstellung zuzuwenden, sich berufend auf die – siehe Hettche – „genuine Form künstlerischer Erfahrung“. Unter den Bedingungen sicherer Existenz und gesellschaftlicher Teilhabe für alle, ein weiterer Programmpunkt der Piratenpartei, wäre das durchaus zu haben. In diesem Sinne fühle ich Sympathie für die Piraten (womöglich nur für deren Parteiprogramm), und ich denke, manch anderem Autor erginge es ebenso, ließe er sich auf diesen Gedanken ein.

Natürlich ist das unter heutigen Bedingungen utopisch, und so reichte es mir vorerst schon, das Urheberrecht könnte, wenn ich das möchte, mit meinem Tod enden. Ich will meinen recht zahlreichen Kindern kein Erbe zumuten. Sie sind so erzogen, sich um sich selbst zu kümmern, wie ich auch, übrigens. Es machte mir schon etwas aus, ihnen einen Berg (zugegeben virtueller) Schulden aus den Vorauszahlungen meines Verlages zu hinterlassen. Die sind trotz des auch kommerziellen Erfolges meines letzten Romans nämlich längst nicht ausgeglichen ...

Die Folie alten Arbeits- und Sozialrechts über der neoliberalen Arbeitswelt ist hoffnungslos zerlöhert. Das Internet bildet eine der neuen Folien. Deren Textur scheint mir so beschaffen, dass diese Folie sich eines Tages einfach lösen könnte aus den Händen der globalen Monopolisten jener Arbeitswelt, die sie heute noch fest im Griff zu haben glauben.

Kathrin Schmidt, geboren 1958, ist Schriftstellerin. 2009 gewann sie für ihren Roman „Du stirbst nicht“ den Deutschen Buchpreis. Zuletzt erschien bei Kiepenheuer & Witsch der Erzählungsband „Finito. Schwamm drüber“.

Anna Karenina? Keine Chance!

Was heißt es, Autor im Jahr 2012 zu sein? John Burnside und Daniel Kehlmann antworten darauf in Berlin

Das skandalöse Schmuddelbuch der Saison kam schnell zur Sprache. Es sei doch faszinierend, dass „Shades of Grey“, die buchhalterisch detaillierte Geschichte einer sadomasochistischen Beziehung (F.A.Z. vom 6. Juli), gerade als E-Book ein solcher Erfolg geworden sei, sagte Daniel Kehlmann: „Man konnte das Buch in der Öffentlichkeit lesen, ohne sich zu schämen – weil ein Einband fehlte.“ Ergo sei der digitale Markt nicht nur ein Problem, sondern auch eine Chance für Autoren und Verlage.

Von Kulturpessimismus war beim Schriftstellertreffen im Berliner Palais der Bertelsmann-Stiftung also keine Rede. Auch John Burnside, der zweite Diskutant, äußerte sich heiter zu den expliziten Aspekten der Netzkultur. Die meisten tummelten sich schließlich für Pornographie im Netz; hier lägen große Herausforderungen für Künstler, „dann können wir vielleicht eine tolerantere, kreativere und großzügigere Sexualität entwickeln“.

Daniel Kehlmann hat raffinierte Romanposen geschrieben, er verehrt Nabokov, Shakespeare und Hamsun. John Burnside ist Lyriker und verfasst komplex schillernde Prosawerke. Man hatte von beiden nicht unbedingt Kommentare zu literarischen Libidoausschlachtern erwar-



Die Welt? Vermessen! Daniel Kehlmann (links) und John Burnside Foto Bertelsmann AG

tet, auch nicht zu Computerspielen oder den Vorzügen von Youtube. Im Gespräch aber zeigte sich, dass diese beiden Schriftsteller mit allen Wassern der postmodernen Kultur gewaschen sind. Kehlmann berichtete vom Vergnügen, beim Videospiel „Mafia“ das Fluchtauto entgegen den Spielregeln zu verlassen und einfach im programmierten Niemandsland umherzuwandern. „Da war der Pannestreifen verzogen“, erklärte er, erfreut über den ab-

sichtlich eingefügten, von der Wirklichkeit abgeschauten Fehler. „Und das kennen wir aus großen Romanen: dass sie an jeder Stelle eine Überraschung für uns bereithalten.“

Burnside sekundierte heiter bei diesem Lob des Digitalen und erklärte, er wolle viel lieber Internetclips zu geplanten Romanen drehen, als diese zu schreiben. Man würde sie wirklich gern sehen, diese fiktive Blog-Bibliothek, genauso wie man

nun auf einen Essay zur Dekonstruktion des Videospils von Kehlmann wartet.

Was eine sich rapide digitalisierende Lebenswelt im Kern, also auf Plot- und Dramaturgieebene, für den Autor bedeutet, das kam leider zu kurz, obwohl beide Schriftsteller die entscheidenden Fragen stellten. Wenn es dank technologischer bedingter Dauervernetzung zum Beispiel kaum mehr gelingt, sich für längere Zeit zu trennen oder aus den Augen zu verlieren, wie wirkt sich das auf das Romangeschehen aus? „Der große Abschied funktioniert nicht mehr“, sagte Kehlmann. „Man fällt sich in die Arme, und nach fünf Minuten schickt man die erste SMS.“

Und was wird aus dem Ehebruch, immerhin eines der Grundmotive des literarischen Realismus und der Frühmoderne von „Effi Briest“ bis „Madame Bovary“? Heute genügt ein Blick auf die Statusmeldung bei Facebook (single oder liiert?), um einen Protagonisten einzuschüchtern. „Anna Karenina kann man dann weitgehend vergessen“, sagte Burnside mit grimmiger Verschmitztheit.

Nun, vielleicht wird es Bücher über Stalker, Hacker oder Wiedergänger aus dem Schattenreich der Sozialen Netzwerke geben. Bleibt nur zu hoffen, dass diese Texte von Autoren wie Kehlmann und Burnside geschrieben werden. DANIEL HAAS

Die Schöne

Schauspielerinnen Isuzu Yamada ist tot

Das japanische Kino ist in Deutschland eine Sache für Spezialisten geblieben. Die meisten kennen ein paar große Namen – Kurosawa, Ozu, Mizoguchi – und wenige Filme. Dennoch wird sich wahrscheinlich jeder, der Kurosawas „Schloss im Spinnwebwald“ gesehen hat, an das Gesicht von Isuzu Yamada erinnern, die in dieser Shakespeare-Verfilmung die Lady Macbeth spielt, von der sich ihr Ehemann Toshiro Mifune den Plan zur Ermordung seines Dienstherrn einflüstern lässt. Es war eine von Isuzu Yamadas späten Rollen, die Dämmerung eines Kinosterns, der mit dem frühen Tonfilm in Japan aufgegangen war. Yamada, Tochter eines Theaterschauspielers und einer Geisha, stand schon mit dreizehn

Jahren vor der Kamera, aber erst die Begegnung mit Kenji Mizoguchi brachte ihr Talent zum Blühen. Unvergesslich spielte sie die Telefonistin Ayako in „Osaka Elegie“, ein Mädchen, das seine Ehre der Gier seiner Familie opfert, und die rebellische der beiden jungen Geishas in „Die Schwestern von Sion“. Ihr Gesicht, in dem Schönheit, Melancholie und Eigensinn in Konstellation standen, war eine Ikone des klassischen japanischen Kinos. In den fünfziger Jahren, auf dem Höhepunkt ihres Ruhms, trat Yamada auch in Filmen von Ozu („Tokyo Twilight“) und Mikio Naruse auf, aber ihr wichtigster Regisseur wurde Akira Kurosawa, der sie in seiner Adaption von Gorkis „Nachtasyl“ und in „Yojimbo“ jeweils wiederum mit seinem Leibschauspieler Mifune zusammenbrachte. Am Montag ist Isuzu Yamada im Alter von fünfundneunzig Jahren in Tokio gestorben. kil